

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 279.

Posen, den 4. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorns Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ist gar nichts zu lachen dabei,“ murkte der andere. „Es lohnt sich, das Thema mal zu verfolgen. Oder sind Sie gelehrtes Huhn etwa anderer Meinung — wie? Wann haben wir denn in Deutschland die erste höhere Kultur? In der Blütezeit des Rittertums, die gleichzeitig die Blütezeit des Frauendienstes war! Ich werde das im einzelnen nachweisen, wann ich mal Zeit hab! Darüber kann man ein Standardwerk schreiben. Etwa: Weib und Kultur. Oder so ähnlich. Von Richard Wille.“

„Ja,“ sagte der Lange, „es wird großartig werden. Wann fangen Sie an?“

Sein Begleiter schielte mißtrauisch von der Seite.

„Ich glaube, Sie ulken,“ meinte er ärgerlich, „Sie entwickeln sich überhaupt! Sie denken wohl auch: ich bin nur gerade so'n oberflächlicher Späzmacher. Hoho, Verehrtester . . . ich werde mit diesem Werk beweisen, was in mir steckt. Oder meinen Sie, daß der ganze Gedanke falsch ist?“

„Nein, nein,“ beruhigte ihn Wolfgang Crusius und lachte noch immer, „es dämmert mir schon, was Sie wollen. Nur würde ich es anders sagen. Kultur und Weib ist Unsinn. Kultur und Ehe muß es heißen. Die Einehe als Grundlage und Voraussetzung der Kultur.“

Etwas verblüfft schaute Richard Wille drein.

„Die Ehe als Grundlage und Voraussetzung der Kultur,“ sprach er nach, als müsse er sich an den Klang gewöhnen. Doch dann, etwas überlegen: „Natürlich . . . weiter mein' ich auch gar nichts. . . . Oder wollen Sie etwa auch dagegen opponieren? Ich erkläre Ihnen — —“

„Aber liebster Wille, ich hab' wirklich nichts dagegen — wahrhaftig nicht! Ich weiß nur nicht, weshalb Sie sich gleich so aufregen! Den ganzen Tag waren Sie schon komisch, haben gebrummt oder geschwiegen oder mir erklärt, daß ich gar nicht so dumm sei — und jetzt bei nachtschlafender Zeit, wo wir friedlich nach Hause gehen, überfallen Sie mich mit Ideen zur Kulturgeschichte und sind kampflustig. Was in aller Welt fehlt Ihnen denn? Was haben Sie denn?“

„Und das fragen Sie noch? Haben Sie denn keine Augen, kein bißchen moralisches Gefühl? Sehen Sie denn nicht, daß wir eigentlich ganz niederträchtig in den Tag hineinleben — Sie, ich, wir alle . . . ? Daß wir verkommen und verblöden, ohne es zu merken? Das fühlt man mal wieder ganz, wenn man aus 'nem guten Hause kommt, wo ein weibliches, sanfteres feineres Element waltet! Wie da gleich viel mehr Kultur ist! Viel mehr . . . äh, is ja egal . . . Würde meinetwegen! Und dann empfinden müssen, daß man selber lachte herunterkommt durch das ewige In-der-Kneipe-Liegen — fürchterlich, sag' ich, direkt fürchterlich!“

„Und das Tollste: Ist es etwa notwendig, daß wir so in diesem verurteilten Schlendrian fortwursteln? Könnten wir uns denn nicht ein reines Heim schaffen

mit 'ner netten jungen Frau und reiner Luft? Und warum tun wir's nicht? Aus Phlegma, Leichtfinn, Egoismus! Die Haare können einem zu Berge stehen!“

„Also von daher kommt der entwicklungsgeschichtliche Leitsatz,“ sprach der Lange und schmunzelte. „Sie haben eine persönliche Erfahrung gleich ins Historische überseht.“

„Wenn Sie nicht wissen, daß alle furchtbaren Gedanken aus alltäglichem Erleben hervorgehen, tun Sie mir leid,“ grollte Richard Wille. Sein Kneifer rutschte vor innerer Erregung. Er drückte ihn fest. „Und es bleibt eine Sünde und Schande für uns! Ich hab' heut so gesehen: was ist eigentlich die Ilse Hoermann für ein liebes Mädel. Warum hat die noch keinen Mann? Aber wir tapern vorbei . . . Jahr für Jahr . . . immer in die Kneipe, bis ein anderer kommt, der vernünftiger ist und sie wegschnappt. Brr!“

„Haben Sie etwa Absichten?“ fragte Crusius. Er war etwas zusammengezuckt und stieß mit dem Kopf vor.

„Ach, was! Wer redet hier persönlich . . . persönlich werd' ich überhaupt nicht!“

„Aber ich habe das Problem von allen Seiten erwogen. Und ich erkläre Ihnen: Gerade für uns Schulmeister ist die Ehe eine Notwendigkeit. Denn wir sollen doch erziehen, jede Erziehung aber fängt bei einem selbst an! Wir jedoch verkümmern und vernachlässigen uns in der Kneipe, in die man laufen muß, weil man sonst nichts zu essen kriegt. Und überhaupt: was ist das für eine Vermessenheit, Kinder erziehen und Kinder verstehen zu wollen, wenn man selbst keine hat?“

Er seufzte; er wurde plötzlich sentimental.

„Crusius,“ sagte er, „Mensch . . . eigene Kinder zu haben, das muß doch das größte Erlebnis für jeden noch nicht ganz verdorbenen Menschen sein. So ein Wurm aufwachsen zu sehen . . . zu erleben, wie es Tag für Tag mehr wächst und Mensch wird, das stell' ich mir unsagbar schön und groß vor. Sie brauchen mich gar nicht für verrückt zu halten, aber manchmal könnt' ich heulen. Meine ungeborenen Kinder bedrücken mich so zuzagen.“

Da schob der Lange mit einem guten Lachen seinen Arm in den des Kollegen.

„Was sind Sie für ein urkomisches Huhn, Wille! Gerade Sie hab' ich immer für den geborenen Jungesellen, für den eingefleischtesten Hagestolz gehalten, der alleweil fidel' ist. Und nun klappern Sie so mit den Zähnen. Ja, aber liebster Mensch, warum heiraten Sie denn dann nicht? Warum laufen Sie denn noch immer ledig 'rum?“

Richard Wille brütete vor sich hin.

„Es liegt nicht an mir,“ antwortete er dann. „Sonst könnt' ich heut schon vielfacher Gatte und Vater sein. Aber es nimmt mich keine. Es ist wie verhext. Wissen Sie, wieviel Körbe ich mir schon geholt hab?“

Mit unverständlichem Gebrumm begann er an den Fingern abzuzählen, schien sich zu verirren, fing von neuem an.

„Ich krieg' es nicht,“ sagte er dann kopfschüttelnd.

„Aber sechs sind es sicher. Und mir schwant, die Serie wird fortgesetzt. Ob keine so recht an meinen Ernst glaubt, weil ich gern mal Späße mach' oder was sonst

los ist, wissen die Götter. Ach — lassen wir das! Sind Sie hier zu Hause?“

„Ein Haus weiter. Aber wenn Sie noch Lust haben, bei Schmittchen ein Pilsener zu trinken —“

„Nee, nee, nee,“ wehrte Richard Wilke energisch ab — „mir graut vor der Aneipe.“

„Na, dann gut' Nacht! Ich wär' sowieso nur Thretwegen mitgekommen.“ —

Schmunzelnd stieg der Lange die dunkle Treppe zu seinem Vogelbauer empor. Sein lieber Kollege war wirklich ein schnurriger Kauz. Kultur und Weib — die jäh erwachte Begeisterung für die Ehe — die ungehoborenen Kinder — die sechs Körbe — komisch, komisch! Ob ihn wirklich keine ernst nahm, wirklich ein Stückchen Tragik dahinter steckte? Es war doch kaum glaublich: nette Mädels, die zugriffen, gab es die schwere Menge, und einmal würde es dem forschenden Draufgänger doch wahrhaftig glücken.

Plötzlich — er wollte gerade nach den Streichhölzern tasten — blieb er mitten im Zimmer stehen. Wie eine Bildsäule — nur nach seiner Art etwas vornübergebeugt.

Was wollte Richard Wilke denn mit einem Male von Ilse Hoermann? Er hatte ja recht: daß sie noch nicht verheiratet war, war eigentlich merkwürdig. Doch daß er so plötzlich darauf kam, und zwar in Verbindung mit seinem jäh erwachten Ehesanatismus, das war seltsam. Möglicherweise —

Aber der Lange dachte diese Möglichkeit gar nicht aus. Ein heimlicher Groll gegen den Kollegen stand in ihm auf, als wäre der im Begriff, eine Treulosigkeit gegen ihn zu begehen. Denn machte Richard Wilke wirklich ernst, so bekam er statt des siebenten Korbes vielleicht ein Jawort, und wenn Ilse Braut war, hatte sie an Besseres zu denken, als an die Herzensaffären dritter Personen, an ihn und Lene Beyer.

„Dummes Zeug!“ sagte er ärgerlich vor sich hin. Sein lieber Kollege hatte natürlich nur geschwehelt. Der verkehrte schon so lange Jahre im Hoermannschen Hause, daß ihm die Erleuchtung wohl früher gekommen wäre!

Nein, vorläufig ward Ilse noch nicht weggeholt! Er würde noch oft mit ihr von Lene Beyer reden können, und er wollte schon dafür sorgen, daß sie sich immer mehr für sie erwärmte.

Beinah' wär' es ihm heute ja schief gegangen. Noch jetzt durchfuhr ihn der Schreck, der ihn mitten in seiner Erzählung erfaßt hatte — gerade als sich sein Gefühl in der Schilderung des Weihnachtsabends am stärksten ausgab.

Da hatte er plötzlich gespürt, daß er, von seiner eigenen Erinnerung und Sehnsucht hingerissen und in dem heißen Wunsche, die schlafende Kranzbinderin seiner Zuhörerin recht nahe zu bringen, Lene Beyers Gestalt sanft erhöht hatte. So erhöht, daß alles Spätere, was er noch erzählen konnte, den Eindruck abschwächen oder ihn gar aufheben mußte.

Mit einer schmerzhaften Gewißheit war ihm das zum Bewußtsein gekommen. Er hatte gefühlt, daß er das Spiel um so sicherer verlor, je ausführlicher er weiter berichtete. Und in jäher Mutlosigkeit hatte er die Klinte ins Korn geworfen. Hatte kurz, abgerissen, fast widerwillig einen schnellen Schluß gegeben.

Nun war ja am Ende noch alles gut geworden. Ilse Hoermann hatte sich doch halb und halb von seiner Blumenfee besiegen lassen, und je lebendiger Lene Beyers Bild in ihr ward, in um so leuchtenderen Farben mußte es auch ihm wieder erstehen.

Er nickte. Er konnt' im ganzen also zufrieden sein. Und er lächelte noch, als er schon im Bett war. Nur einmal schwand das Lächeln: Ilse Hoermann wollt' Lene Beyer ja suchen!

Unnütze Mühe! Die fand sie doch nicht. Mit diesem Gedanken schloß er ein. Und durch seinen Traum sprang die holde Kranzbinderin und warf ihm von oben eine weiße Aster zu. Er strengte sich an, die geliebten, eine Ewigkeit nicht geschauten Züge deutlich zu erspähen, doch

da war es Ilse Hoermann, die auf der Freitreppe stand und ihn ansah — mit demselben Blicke, den er kürzlich aufgefangen hatte, als er hinter den andern drein durch den Park zum Boote gegangen war.

VI.

Richard Wilke ließ sich an den beiden nächsten Abenden in seinem Stammlokal, wo es das beste Pilsener gab, nicht blicken. Dafür tauchte mit suchenden Augen der lange Crusius auf, um enttäuscht wieder heimwärts zu ziehen. Er hatte das Bedürfnis, mit dem Kollegen zu plaudern, denn es war so viel in ihm aufgesehndt, daß er zum Arbeiten doch nicht kam. Aber erst am dritten Tage gelang es ihm, den Freund auf dem Schulhof zu stellen. Richard Wilke übte die Inspektion in der großen Pause aus, doch er ging versonnen und anders als sonst auf und ab, als grüble er tiefdenkerisch über sein Werk „Kultur und Ehe“ nach.

Als ihn der Lange interpellierte, schüttelte er energisch den Kopf: eine Aneipe betrete er überhaupt nicht mehr — wenigstens vorläufig nicht. Er habe, wie gesagt, seit kurzem ein Grauen davor und müsse überhaupt erst mit sich selbst fertig werden und ins Reine kommen, ehe er für die Menschheit wieder genießbar würde.

Auf gut Deutsch hieß das: Tu mir den Gefallen und laß mich vorläufig in Ruhe!

Etwas vor den Kopf gestoßen, zog sich Wolfgang Crusius zurück.

Richard Wilke aber brütete weiter vor sich hin, beschäftigte seine Quartaner mit einer schriftlichen Aufgabe und stellte selbst allerlei Berechnungen an.

Am Abend saß er in seiner Wohnung auf der neuen Chaiselongue und qualmte wie ein Fabriksschlot. Von der Kirche hatte es längst zehn geschlagen, doch die Straßen waren noch lebendig. Die kleine Pferdebahn klingelte vorüber, ein Dampferpfeiff rief vom See, und manchmal scholl auch ein Lachen der Mädchen herauf, die Arm in Arm drunten wandelten.

Wenn er dieses Lachen hörte, rutschte er unruhig auf der Chaiselongue hin und her und streckte wie hilfesuchend seine Hand nach einer der Bierflaschen aus, die aus einem Kücheneimer voll kalten Wassers ihre Hälse reckten.

Denn das Lachen ging einem durch und durch wie ein heißer Schauer; es war anders als sonst; es war Frühling darin: ein Locken und Anlocken, ein girrendes Rufen, eine dunkle suchende Sehnsucht.

Und Richard Wilke seufzte tief auf und fühlte seine Einsamkeit. Sein ganzer Humor ging zum Teufel in diesen Tagen! Er empfand, daß er doch eigentlich ein unglückseliger Mensch sei, ein Märtyrer, zu schwer bestraft für ein flotttes Studententum durch die verbogene Nase, die sich seinem Glück so andauernd in den Weg stellte. Nur dieses verunstaltete Riechorgan war die Quelle seiner Leiden, die Erklärung für die sechs Körbe, die er sich im Laufe der Jahre geholt hatte!

Behmütig, die Lampe in der Hand, betrachtete er sich im Spiegel. Ihm war, als ob ein siebenter Korb für ihn bereit wäre und auf ihn wartete.

Aber nach ein paar weiteren Flaschen ward er aufgelegt. Die früheren Fälle lagen zweifellos ganz anders — man konnte nichts daraus schließen. Diesmal würde er es eben schlauer anfangen! Und die Nase — die Nase — ach Gottchen, wenn man sie so viele Jahre kannte, war man daran gewöhnt!

Da wurde seine Welt wieder rosig.

„Wollen mal in den Keller steigen,“ brummte er und holte aus Eimertiefen neuen Stoff. „Das Schlimmste ist, wenn man den Mut verliert. Und das machen wir nicht — nee, das machen wir nicht.“

Er hielt das gefüllte Glas in der Hand, trank aber nicht, sondern starrte vor sich hin, während langsam ein Schmunzeln von den Mundwinkeln ausging.

(Fortsetzung folgt.)

Mit Freude schenken und sich beschenken lassen.

Ein Kapitel zur Vorweihnachtszeit.

Die sich nicht freuen können. — Kindliche Freude. — Lustiges und Amüsantes vom Schenken.

Von Eugen Kosta.

(Nachdruck verboten.)

Wie man sich freut — das ist ein sehr gewichtiges Thema zu einer Zeit, da alle Menschen darauf ausgehen, anderen Freude zu bereiten.

Es gibt sehr viele Arten des Freuens, und nur, wer sich recht freut, erfüllt die Goethesche Lehre: „Legt auch Anmut ins Empfangen!“, eine Mahnung, die er anschließt an die Weisung, mit Anmut zu geben.

Es ist wohl die anmutigste Art des Empfangens von Geschenken, dem Geschenkgeber zu zeigen, wie sehr man sich freut. Aber nicht jeder besitzt diese Gabe in vollem Maße. Es gibt Leute, die sich nicht mehr recht freuen können, denn das Leben hat sie verbittert, so daß sie fastlich so herabgestimmt sind, daß das Herz nicht mehr zu jauchzen vermag. Und wieder andere gibt es, die vom Schicksal so begünstigt scheinen, daß sie blasiert geworden sind. Freilich kann man im Zweifel darüber sein, ob man das als eine Günst des Schicksals bezeichnen darf, wenn es einem die Fähigkeit zur Freude geraubt hat.

Aber abgesehen von diesen und noch vielen anderen Menschenarten, gibt es recht viele Leute, die sich zwar innerlich von Herzen freuen, die diese Freude aber anderen nicht recht zeigen können. Sie haben wohl das Talent zur Freude, aber sie können es nicht verwerten. An sie ist wohl zumeist die Goethesche Mahnung gerichtet.

Erziehung, Anlage, Temperament spielen dabei eine Rolle, und wenn man der sprichwörtlichen Redensart glauben darf, die von einem, der sich so recht von Herzen freut und diese Freude auch recht offen zur Schau trägt, behauptet, „er freue sich wie ein Kind“, wenn es wirklich vor allem Kindesart ist, mit Anmut zu empfangen, so wäre es an der Zeit, in den Wochen und Tagen vor dem Feste zu den Kindern in die Lehre zu gehen und ihnen abzulauschen, wie man sich freut, sich freut so recht von Herzen, ohne Ansehen des Wertes dessen, was uns besichert wird, und ohne Ansehen des Gebers.

Natürlich gibt es glücklicherweise auch erwachsene Menschen, die sich jene Kindlichkeit des Herzens bewahrt haben, um aus den kleinen Freuden des Lebens so viel Behagen und Glückgefühl ziehen zu können, daß es aus ihnen wie heller Sonnenschein widerstrahlt. Auch zu ihnen können wir in die Schule gehen, um zu lernen, wie man sich freut.

Da ist zum Beispiel einer, den alle kennen: Leberecht Hühnchen, Heinrich Seidels glückliche Verkörperung kindlicher Lebensfreude. Natürlich werden viele meinen, solch ein Lebenskünstler, der aus den bescheidensten Lebensgenüssen solch unendliches Glückgefühl zog, wie Leberecht Hühnchen, kann eben nur ein dichterisches Gebilde sein; aber Heinrich Seidel versichert uns, daß er wirklich gelebt hat, daß er Karl Hohn hieß, und sein Studiengenosse in Hannover war und genau solch Lebenskünstler gewesen ist, wie sein dichterisches Abbild, der Leberecht Hühnchen. Dieser Karl Hohn war immer vergnügt und freute sich über alles. Einmal saß er, so berichtet Seidel, am Fenster seiner Wohnung, die an einem großen Platz gelegen war, sah auf diesen und die wenigen Leute, die in der Ferne vorübergingen, hinaus und lachte vor sich hin. Seidel fragte ihn, warum er so vergnügt sei, und Karl Hohn antwortete: „Oh, ich stelle mir vor, daß ich meine Nase ganz fix und weit ausschneiden und wieder einziehen könnte, so daß ich den alten, biden Ortel dort hinten oder die lange, magere Lanze, die dort geht, damit auf die Schulter tippen könnte. Wie sie sich dann verwundert und erschrocken umsehen und niemand da ist!“

Ja, das soll nun einmal einer diesem Karl Hohn nachmachen, sich so — ohne jeden Apparat, wie die Zauberkräfte sagen — freuen und in die Welt hineingulachen.

Das können nur Kinder, weil ihnen das Leben noch nicht die Phantasie geraubt hat. Diese zaubert ihnen, wenn sie ein Geschenk erhalten, alle jene Genüsse der kommenden Tage vor, die ihnen aus der in den Schoß gefallenen Gabe fließen werden. Sie sehen sich bereits beim Empfang eines Helms als Soldaten, sie fahren schon im Geiste auf der Eisenbahn, die ihnen aufgebaut wurde, und spielen in Gedanken schon Mutter und Kind mit der Puppe, die sie eben empfangen haben. Und das macht ihre Herzen jauchzend und ihre Gesichter lachend.

Ein kleines Mädchen, das am Weihnachtsabend eine herrliche Braut bekommen hatte, bei deren Uebersichtung dem Kinde gesagt worden, wie vorsichtig es mit der Puppensache umgehen müsse, und daneben noch eine „Ungebrochliche“ erhielt, zu der man die Erklärung gab, daß diese nicht so leicht entzweigen würde, wie die verklossene „Grete“, die von einem Fall her einen offenen Kopf hatte, jauchzte laut auf, als es von einem Diensthofen eine dritte Puppe erhielt, die genau so war, wie jene „Grete“ gewesen, und nahm immer wieder mit stichlich erneuter Freude diese dritte Puppe zur Hand.

„Aber Hildchen“, fragte man die Kleine, „warum freust du dich denn so sehr gerade über diese Puppe? Ist die denn so schön?“

„Au, fein!“ sagte das Mädchen. „Wenn die auch kaputt ist wie die Grete, kann ich mit ihr Onkel spielen!“ Und auf dem strahlenden Kindergesichtchen spiegelte sich die Vorfreude der herrlichen Zeit, da auch die neue Puppe ein Loch im Kopfe haben und sie es mit Papierpflaster bekleben würde, und wie sie, Hildchen, der Puppe dann den Puls fühlen und Umschläge machen würde.

Und wir Erwachsenen, denen der Kampf um das Dasein jene Phantasie geraubt, die uns beim Empfang eines Geschenke die kommenden Freuden genießen läßt; wir berechnen statt dessen in Gedanken den Preis des Geschenke, und Erwägungen, wie: „Na, ein bißchen mehr hätte sich der Karl auch anstrengen können!“ — „Donnerwetter, solch Ding ist teuer! Wie wird man sich da rebanchieren!“ — Oder: „Fein, aber teuer, ist mir ordentlich unangenehm! Mein Geschenk sieht dagegen nach gar nichts aus!“, und ähnliche Gedanken ziehen durch unser Hirn und rauben uns die Fähigkeit zur Freude.

Nur wenige, allzu wenige haben sich jenes Kindergemü bewahrt, sich so recht von Herzen auch über Nichtigkeiten freuen zu können. Wie aus den Leberecht-Hühnchen-Geschichten, so strahlt uns aus Fontanes Familienbriefen jener köstliche Humor entgegen, der wohl immer Hand in Hand geht mit der Fähigkeit, aus genügsamem Behagen eine reiche Fülle an Freude zu genießen. Neben Phantasie also brauchen wir den Humor, um „Anmut ins Empfangen zu legen“, um uns mit rechter Herzenslust freuen zu können.

Zwei Fälle sind mir bekannt, wo Geschenke mit ganz seltener, unerböhlicher, jauchzender Freude empfangen wurden. Das eine Mal handelte es sich um ein Jubiläumsgeschenk für einen Chef, von dem seine Untergebenen wußten, daß er ein Sammler schöner Tassen sei. Sie legten alle ihre Spargroschen zusammen, kauften eine besonders schöne Tasse, in die eine Ergebenheitsinschrift hineingebrannt werden sollte. Der Älteste der Geschenkgeber setzte den Wortlaut der Inschrift auf und sandte den Hausdiener zu dem Porzellandbrenner, der die Sache aber auf die lange Bank schob. Man telephonierte, man schickte zu dem Manne, es half nichts; erst am Tage des Jubiläums, im letzten Augenblick, als das Jubiläumsgeschenk feierlich überreicht werden sollte, langte die Tasse, fein-säuberlich in Holzwanne und Seidenpapier gepackt, an. Man hielt eine kleine Ansprache, und der Jubilar empfing aus den Händen des Redners das verpackte Geschenk, entledigte die Gabe ihrer Hülle, und las mit jubelnder Freude die Aufschrift: „Aus dankbarer Verehrung! Und — wenn es nicht mehr kostet — vielleicht noch aus Hochachtung!“

Man dürfte es dem Angewidmeten glauben, wenn er immer wieder dankbar versicherte, daß jene Tasse die rarste Perle seiner Sammlung sein würde.

Das zweite, vielleicht etwas ähnliche Geschichtchen, ist einem berühmten Manne passiert, dem Gynäkologen Eduard Martin, der bis zu seinem Tode (1875) an der Berliner Universität wirkte. Vordem war er in Jena tätig gewesen, und als er dort Hochzeit hielt, war er bereits ein so gefeierter Mann, daß ihm von überallher Geschenke zufließen, unter anderem nicht weniger als sieben silberne Fischellen. Das ist für einen Hausstand recht viel, und so war es dem Professor nicht zu verdenken, daß er sich bei geeigneter Gelegenheit seiner überzähligen Fischellen entledigte. Das war denn auch wieder einmal bei einer Hochzeit geschehen. Martin kam in das Hochzeitshaus, wo man ihm, herzlich lachend, für das schöne Geschenk dankte und immer wieder dankte. Und alle sprachen nur von der schönen Fischelle des Herrn Professors; dabei nun glaubte Martin wahrzunehmen, daß dies mit einer lebenswürdigen, aber doch auch spöttlichen Heidekeit geschah, und dann glaubte er zu bemerken, wie die neu ankommenden Gäste auf sein Geschenk besonders aufmerksam gemacht wurden, wie sie an den Gabentisch gingen, nur seine Fischelle betrachteten und dann lichernd zurücktraten. Und Martin schlich sich selbst verstoßen an den Gabentisch, besah seine frisch aufpolierte Fischelle ganz genau, und er fand darin eine von ihm nie beachtete Inschrift: „Von sämtlichen Hebammen in Jena.“ Martin hatte die Fischelle als Leiter der von ihm dirigierten Hebammenkurse erhalten. Schnell trat auch er vom Gabentisch zurück und überließ es dem Brautpaar, sich die Inschrift nach Belieben zu deuten.

Vielleicht war es in diesem wie in jenem Falle nicht nur Freude, die aus den Augen der Empfänger jener Gaben leuchtete, sondern Schadenfreude, die nach einer Behauptung Nestrovs die „einzige, wahre Freude“ ist, und diese zu erzeugen, soll nun freilich nicht der Zweck der Übung bei dem Schenken und Geschenkempfangen sein.

Das Alter.

Da unser Arm bereits erschläft,
Um nichts als Zeitliches zu streiten;
Da wir das Spiel der Leidenschaft
Nur noch mit einer Hand begleiten;

Da Zorn und Aufruhr, Haß und Brunst
Mit zarten Murren in uns sterben,
Wie Strahlen einer Wasserfontäne,
Die sich im Abendlicht verfärben;

Da jedes aufgesteckte Ziel
Uns immer weniger bedeutet,
Indes ein reines Glockenspiel
Leis, aber hörbar, in uns läutet:

So stehen wir zwischen Tag und Nacht
Nicht freudig, aber auch nicht trauernd;
Auf mehr als einen Herbst bedacht
Und mehr als einen Venz bedauernd.

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages Berlin,
dem Buche „Der idene Becher“ entnommen.)

Wassertragende Ameisen.

Naturbeobachter in Südafrika war es schon immer aufgefallen, daß die Bauten der Termiten, einer großen, weißen Ameisenart, stets eine gewisse Feuchtigkeit enthielten, selbst wenn in der Gegend jahrelang kein Regen gefallen und aller Pflanzenwuchs erstorben war. Durch einen Zufall ist nun der südafrikanische Gelehrte E. N. Marais auf die Lösung des Rätsels gekommen. Bei der Anlage eines Brunnens auf einer Farm in Transvaal stieß man auf eine sechs Zentimeter starke, in die Erde führende Röhre. Bei dem behutsamen Freilegen derselben wurde festgestellt, daß sie von einem nahen Termitenbau bis zu einer Tiefe von mehr als 20 Metern unter der Oberfläche verlief, wo sie auf Wasser traf. Die Röhre auf und ab ging ein endloser Zug Termiten, die Wasser zu ihrem Bau und zu den darin angelegten Pilzgärten beförderten, aus denen sie ihre Nahrung beziehen. Man kennzeichnete nun einige der Tierchen mit etwas Anilinfarbe und konnte dadurch nachweisen, daß sie ohne Unterbrechung Tag und Nacht hindurch am Werke waren. Jedes brauchte etwa eine halbe Stunde, um die Röhre hinunter zu laufen, seine Wasserlast aufzunehmen und zum Bau zurückzukehren. Nachts nahm die Zahl der Wasserträger zu. Das eigenartige, ununterbrochene Geräusch der geschäftigsten Ameisen war in der Stille der Nacht deutlich hörbar. — Mr. Marais beobachtete ferner, daß die Röhre in zickzackförmigen Windungen in westlicher und östlicher Richtung, aber nie nach Nord und Süd verlief. Der Gelehrte vermutet, daß die Termiten durch die erdmagnetischen Kraftlinien beeinflusst werden, wie dies auch bei australischen Ameisen festgestellt worden ist.

Eine billige Entdeckungsreise.

Einen neuen interessanten Versuch hat kürzlich ein holländischer Gelehrter angestellt. Er berechnete, wieviel Geld die Entdeckung Amerikas verschlungen hat, und ist dabei auf ein merkwürdiges Resultat gekommen. Die Entdeckung Amerikas soll nur 6036 Gulden gekostet haben.

Umfangreiche Studien waren die Vorarbeiten zu dieser mühsamen Berechnung. Erschöpfendes Quellenmaterial war notwendig, um die einzelnen, kleineren Ausgaben dieser Entdeckungsfahrt festzustellen. Kolumbus selbst bezog als Admiral ein Jahresgehalt von 768 Gulden. Die Expedition dauerte aber nur sieben Monate, so daß Kolumbus' Gehalt mit der Summe von nur 511 Gulden in die Berechnung aufgenommen wurde. Der Kapitän eines Schiffes verdiente zu jener Zeit ungefähr 490 Gulden jährlich. Aus alten Schiffszeitungen ermittelte der Gelehrte, wieviel Schiffe, wieviel Kapitäne und Mannschaften an der Fahrt teilnahmen. Das Jahresseinkommen der Matrosen betrug ungefähr 60—70 Gulden. Der Betrag von 6036 Gulden kam aber erst nach Berücksichtigung aller dieser Tatsachen zustande.

Will man aus diesen interessanten Daten einen Schluß ziehen, kommt man zur Feststellung, daß eine Expedition von so unerhörter Tragweite im Vergleich zu den heutigen, leider nicht immer glücklichen Expeditionen einen lächerlich billigen Betrag erfordert hat.

Eine schwarze Rasse auf Alaska.

Die Ethnologen der Universität von Harvard haben neulich einen sehr interessanten Versuch unternommen, um den Ursprung der schwarzen Indianer des Peel River festzustellen. Diese Eingeborenen, die den Nordosten von Kanada, das Gebiet von Yukon, einige Meilen nur vom Eismeer entfernt, bewohnen, sind ebenso schwarz wie die Neger aus Zentralafrika. Zwei Merkmale unterscheiden sie von den anderen, weiches Haar und eine kühn geschwungene Aldernase. Sie sind sehr stolz auf ihre Rassenmerkmale und

heiraten deshalb nur innerhalb ihres Volkstammes. Diese Merkmale erfreuen sich in der Regel bester Gesundheit, dennoch macht sich neuerdings eine gewisse Steigerung der Sterblichkeitsziffer bemerkbar, was auf das Konto der nicht ebenbürtigen Eheverbindungen zurückzuführen ist.

Daß eine solche schwarze Rasse an den Ausläufen Alaskas zu finden ist, diese Tatsache zählt zu den seltsamsten Mysterien der amerikanischen Ethnographie. Viele Wissenschaftler haben sich dieses Problems angenommen. Die einen halten diese schwarzen Indianer für Nachkommen eines unbekanntes amerikanischen Stammes, die anderen, Anhänger der bekannten asiaamerikanischen Theorie, wollen ihren Ursprung in einem indischen Volkstamm erblicken.

Gedenktage.

Zum 10. Todestag Carl Busses. Am 3. Dezember sind zehn Jahre vergangen, seitdem der Dichter und Kritiker Carl Busse in Berlin gestorben ist. Er war am 12. November 1872 in Lindenstadt (Köpen) geboren. Seine ersten Gedichte erschienen 1892. Sie wurden von vielen mit einer übertriebenen Begeisterung begrüßt, und es war dieser allzu frühe Ruhm, der dem Dichter später Leben und Schaffen erschwerte. Trotz mancher frischen Töne war diese Lyrik doch nicht selbständig genug, um auf die Dauer Klang und Glanz zu behalten. Am reifsten war seine spätere Sammlung „Heilige Not“ (1910). Die erzählenden Werke Busses erhielten ihren besonderen Ton durch die Lokalfarben seiner Posenischen Heimat. Bekannt geworden ist namentlich die Geschichte „Die Schüler von Polajewo“ (1900). Nicht gering einzuschätzen ist der Einfluß, den Busse als Kritiker auf die literarische Meinung weiterer Kreise dadurch gewann, daß er jahrelang in „Belhagen & Klajings Monatsheften“ die Rezensierungen besprach. Freilich konnte er dabei oft auch temperamentvoll verurteilen, wo Zeitgenossen und nunmehr auch schon Nachwelt längst ein anderes, richtiges Urteil festgelegt haben. Busses letztes Werk war eine „Geschichte der Weltliteratur“.

Aus aller Welt.

Ein australischer Rekord. Ganz heimlich, still und leise haben sich die Australier eines Weltrekords bemächtigt, auf den bisher niemand Beschlag legen konnte. Sie haben einen Mister Eric Sutherland auf die Straße zwischen Melbourne und Geelong gesetzt, die 68 Kilometer lang ist, und haben ihn diese Strecke tanzend zurücklegen lassen. Eric hat dabei 17 Mädchen „verbraucht“, die alle nach mehr als vier Kilometern die Füße von sich streckten. Eric legte die Strecke in elf Stunden 36 Minuten zurück und wurde mit dem Titel Weltmeister im „Straßen-Dauer-Gängen-Tanz“ geehrt. Das ist ein feiner Posten, und er soll nur sehen, daß er ihn lange behält. Die notwendige Musik brachte er auf einem Auto hinterher gefahrenes Grammophon hervor, das immer dieselbe Platte spielte. Wahrscheinlich „It is a long way . . .“ Am Ziel kam Eric ohne Schuhe an, tanzte auf den Strümpfen, durch die sämtliche Beine herausquakten. Moderne Weltmeister müssen aber so aussehen.

Das Grab des Sonderlings. Ein reicher Engländer, William Anthony Glynn, der kürzlich auf der Insel Wight gestorben ist und ein Vermögen von fast 8 Millionen Mark hinterließ, verlangte von den Erben, daß sie ihn auf einem Tennisplatz beerdigen. Tun sie das nicht und lassen sie sein Grab nicht ungefüllt, dann sollen sie ihres Erbes verlustig gehen. Diese merkwürdige Klausel des Testaments bestimmt ausdrücklich, daß der Erblasser nicht in dem Familienbegräbnis der Glynn beigesetzt werden will, weil „die Gewölbe voll Wasser sind und der Kirchhof keinen Kanalisation hat“.

Das Erbe des Selbstmörders. Der Wiener Agent Emmerich Böhm lebte in letzter Zeit in schlechten Verhältnissen und sahhe den Entschluß, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Böhm hatte einst bessere Tage gesehen, und wenn er auch als eins der vielen Opfer der schlechten Konjunktur freiwillig aus dem Leben schied, so legte er doch Wert darauf, „makellos“ zu sterben. Da er nun keinen Pfennig Vermögen, dafür aber ziemlich viel Schulden aufzuweisen hatte, bestimmte er seine einzige Hinterlassenschaft, ein achtel Los der österreichischen Klassenlotterie, für seine Gläubiger. Elf Tage nach seinem Tode wurde sein Los mit nicht weniger als siebzigtausend Schilling gezogen.

Fröhliche Ecke.

Der Komplize. Jonny Follisch wird auf der Straße von einem Auto umgerannt. Noch auf dem Bauche liegend, holt er Notizbuch und Füllfederhalter heraus, um sich die Nummer des davonwandelnden Autos zu notieren. Wie er gerade damit fertig ist, kommt von rückwärts ein zweiter Wagen, kann nicht mehr bremsen, und setzt über Follisch hinweg. „Ala,“ sagt dieser, „ein Komplize; gut, daß ich mit Tinte geschrieen habe, der Kerl hätte mir sonst alles wieder ausradieren!“

Einfache Sache. Auf einem Mülleimer sitzt ein altes Männchen, und spielt Harmonika. Ab und zu wirft ihm ein Großchen zugeworfen. Da kommt plötzlich ein Schupo auf ihn zu, und sagt barsch: „Sie spielen hier? Begleiten Sie mich sofort!“ — „Aber jern,“ sagt das Männchen, „wat wollen Se denn sinen, Herr Wachtmeester?“